

Gott und die Welt

In Jerusalem lassen sich 4000 Jahre Geschichte und die Heiligtümer von drei Weltreligionen in ein paar Stunden besichtigen. Das verändert manche Besucher – prägt aber vor allem die Menschen, die in der Heiligen Stadt leben

TEXT: Christian Heinrich

FOTOS: David Vaaknin

Hier also soll es passiert sein, das, was eigentlich unmöglich ist. In einer kleinen Kammer knien in schummrigem Licht zwei Frauen vor einer knapp zwei Meter langen, hellen Steinplatte und drücken ihre Stirn darauf, sie murmeln Gebete, drei weitere Besucher stehen direkt dahinter und betrachten nachdenklich den Stein, der den kargen Raum fast ganz ausfüllt. Darunter soll Jesus von Nazareth tot gelegen haben – und dann plötzlich wieder lebendig geworden sein, das Grab verlassen haben und gen Himmel gefahren sein. Eine für atheistisch Veranlagte absurde Geschichte wird in der Jerusalemer Grabeskirche zu einer historischen Begebenheit. Vergangenheit, die sich besichtigen lässt. Die Religion nimmt plötzlich Gestalt an, der Glaube schafft den Sprung in die Realität. In keiner Stadt auf der Welt geschieht das so umfassend und eindringlich wie hier.

Jerusalem. Das Weltbild von mehr als drei Milliarden Menschen, knapp der Hälfte der Weltbevölkerung, wird von dem geprägt, was in der „Heiligen Stadt“, wie sie auf Arabisch heißt, geschehen ist. Hier ließ Salomo, eine der wichtigsten Figuren im Judentum, seinen Tempel erbauen, Jesus ging seinen Leidensweg, und Mohammed stieg in den Himmel auf. In Jerusalem lassen sich die wesentlichen Stätten aller drei monotheistischen Weltreligionen unmittelbar nacheinander besuchen. 4000 Jahre Religionsgeschichte in ein paar Stunden. Das kann einen verändern. Und es prägt die ganze Stadt. Das Gesicht von Jerusalem und sein Alltag werden bestimmt von seinen Religionen.

Wer die drei wichtigsten Heiligtümer von Judentum, Christentum und Islam an einem Tag sehen will, sollte mit der Grabeskirche anfangen. Ganz einfach deshalb, weil sie zuerst öffnet: Um kurz vor fünf Uhr in der frühen Morgendämmerung – Jerusalem schlummert noch und lässt sich auch von den ersten Sonnenstrahlen dabei kaum stören – wartet auf dem Platz vor der Grabeskirche eine kleine Gruppe Menschen geduldig darauf, dass die Pforten des Heiligtums aufgehen.

Als einer der Priester die riesige Tür von innen mit einem Knarren öffnet, strömen sie hinein; die meisten knien direkt am

Eingang vor einem steinernen Podest nieder, hier wurde Jesus' Leichnam gesalbt. Ein paar Meter weiter steht in der Kirche ein kleiner Steinbau, darin die Steinplatte seines Grabes. Schon in einer halben Stunde werden sich hier Dutzende Meter lange Schlangen stauen, bis in den Abend hinein gegen 21 Uhr, wenn die Kirche schließt. Oben, auf dem Dach, sitzen die äthiopischen Mönche, die hier in einer Art kleinem Dorf leben, bereits vor ihrer kleinen Kapelle. Aus der Ferne ertönen Kirchenglocken, und der Muezzin ruft zum Gebet. Jerusalem erwacht im Takt der Religionen.

Rund 1200 Synagogen, 160 Kirchen und 75 Moscheen gibt es derzeit in der Stadt. Jerusalem ist ein Hort des praktizierten Glaubens – und deshalb auch ein begehrtes Ziel. Für alle: Reisende, Pilger, Neugierige, Händler, Attentäter, Kämpfer. 44-mal wurde Jerusalem erobert, mehr als 100-mal haben Armeen um diese Stadt gekämpft. Millionen Menschen sind dabei ums Leben gekommen. Auch heute noch taucht Jerusalem wegen Terroranschlägen und Auseinandersetzungen regelmäßig in den Weltnachrichten auf.



„Das mag alles stimmen, aber es gibt uns immer noch“, sagt Yehuda Peretz und lacht. Der 52-jährige Rabbi, weißes Hemd, Kippa, gestutzter Bart, sitzt unter einem Torbogen an einem hölzernen Schreibtisch in der Kunstgalerie Fifth Quarter im Jüdischen Viertel, 400 Meter von der Grabeskirche entfernt, und schreibt mit einer Feder hebräische Buchstaben auf Pergament, Seite für Seite. Das tut er acht Stunden am Tag, während die Besucher aus der ganzen Welt durch die Galerie schlendern und ihm neugierig über die Schulter schauen. Ein Jahr braucht Peretz für eine handgeschriebene Thora, die jüdische Bibel, die große Teile des Alten Testaments enthält. An kaum einem anderen Ort in der Welt könnte jemand davon leben. Hier aber geht es Peretz damit sehr gut, auch deshalb, weil er Besuchern anbietet, ihren Namen zusammen mit ein paar heiligen Worten auf

WORTGEWALTIG

Rabbi Yehuda Peretz fertigt in der Fifth Quarter Gallery im Jüdischen Viertel von Jerusalem handgeschriebene Thorarollen an



MUSTERGÜLTIG

Der Stoffhändler Bilal Abu Khalaf vetreibt in seinem Laden in der Nähe des Muristanplatzes Stoffe aus Syrien und zählt Rabbiner, Imame wie auch Priester zu seinem Kundenstamm



Die Heiligtümer der Religionen wirken wie *mächtige Magneten* auf die verschiedenen Völker, deren Kraft in Jerusalem ihr Zentrum hat

ein Pergament zu schreiben. Mit der Religion lässt sich in Jerusalem gut Geld verdienen.

Gerade ist Peretz aber damit beschäftigt, seine Thora voranzubringen. Immer wenn er die Zeile wechselt, setzt er kurz ab und kommentiert die Weltlage. „Wenn es in Jerusalem einen Anschlag gibt, dann sind alle eine Minute entrüstet, anschließend gehen sie wieder zur Tagesordnung über. So wie die Menschen sich in San Francisco an das Risiko eines Erdbebens gewöhnt haben, so haben wir verinnerlicht, dass es kleine Erschütterungen im Zusammenleben geben kann.“ Peretz schreibt eine weitere Zeile, dann sagt er: „Viele sehen immer nur die Anschläge, die Auseinandersetzungen, dabei sind sie die Ausnahme. Es gibt ja viel mehr Tage, an denen nichts passiert. Wenn man bedenkt, dass in Jerusalem Menschen zusammenleben, die komplett andere Weltbilder, Lebensmodelle und Glaubensvorstellungen haben, dann ist das ein wahres Wunder.“

Unter normalen Umständen, fährt Peretz zwischen den nächsten Zeilen auf seiner Thorarolle fort, würden Muslime, Juden und Christen niemals so eng Tür an Tür leben, da müsse man ehrlich sein. „Dafür sind ja Grenzen und verschiedene Nationen da: dass diejenigen Menschen mit gleichen Ansichten zusammenfinden und nicht mit anderen aneinandergeraten.“ In Jerusalem aber tun sie es eben doch – aneinandergeraten und auch zusammenfinden. Verantwortlich dafür sind die Heiligtümer der Religionen: Wie mächtige Magneten wirken sie auf die verschiedenen Völker, deren Kraft in Jerusalem ihr Zentrum hat.

Aktuell – das kann in Jerusalem ein Zeitraum von ein paar Minuten oder auch ein paar Jahrhunderten sein, in diesem Fall sind es 50 Jahre – steht das gesamte Stadtgebiet unter der Kontrolle Israels. Das ist auch im Alltag und im Stadtbild unübersehbar: An jedem wichtigen Eingang, auf fast jedem Platz stehen israelische Soldatinnen und Soldaten mit Maschinenpistolen, sie sorgen für eine Mischung aus Sicherheit und Anspannung. Es kommt auf die Perspektive an.

Der Tempelberg wird von arabischen Sicherheitskräften weitestgehend selbst verwaltet. Hier liegen zwei muslimische Heiligtümer: die Al-Aksa-Moschee, die als drittichtigstes Heiligtum im Islam gilt, und der Felsendom, an der Stelle errichtet, wo der Prophet Mohammed auf dem Pferd – der Abdruck ist im Dom zu sehen – seine Himmelsreise ins Paradies angetreten haben soll.

Für Muslime sind mehrere Zugänge zum Tempelberg geöffnet, Andersgläubige müssen zu festgelegten Zeiten an einem bestimmten Eingang durch eine Sicherheitsschleuse. Hier hängt ein Schild der jüdischen Regierung: „Der Thora zufolge ist es streng verboten, den heiligen Tempelberg zu betreten.“ Denn der Tempelberg ist auch ein jüdisches Heiligtum: Fromme Juden glauben, dass hier einst der Tempel Salomos stand.

So betreten manche nicht muslimische Besucher den berühmten Tempelberg mit einem mulmigen Gefühl. Das verfliegt, sobald man auf dem Plateau angekommen ist. Die Schattenspendenden Bäume, die weiten Flächen und die Größe des Plateaus – etwa 20 Fußballfelder – sorgen dafür, dass die Besucher sich verteilen. Mehr noch: Anders als in den eng verwinkelten Gassen der übrigen Altstadt spürt man hier oben regelrecht ein Gefühl der Weite. Und des Friedens. Frauen mit Kopftuch zitieren auf dem Platz neben der Al-Aksa-Moschee Koransuren, eine Katze sonnt sich entspannt auf einer Steinbank. Das Einzige, was das Idyll etwas trübt, sind die mit Maschinenpistolen bewaffneten Wachen der arabischen Selbstverwaltung, die an den Eingängen im Schatten in ihrer gepanzerten Uniform schwitzen.

Von den rund 900 000 Einwohnern Jerusalems sind etwa 62 Prozent Juden, 35 Prozent Muslime und 2 Prozent Christen. Die drei Religionen definieren sich teilweise gemeinsam, so verehren alle einen Gott. Ansonsten aber grenzen sie sich klar voneinander ab: Während Juden keinen Propheten haben, berufen sich die Christen auf Jesus und die Muslime auf Mohammed. Verbunden mit jedem Paket sind eine ganze Reihe von Bräuchen, Traditionen und Feiertagen, die von der Ernährung bis zur Alltagskleidung reichen. In Jerusalem existieren sie alle parallel. Bilal Abu Khalaf führt sie in seinem Geschäft zusammen.



Wer den Laden des 55-jährigen Stoffhändlers betritt, der taucht ein in eine prächtige Welt der Farben. Textilien in allen möglichen Tönen von Rot, Grün, Blau, Türkis, Lila, Safran, Weiß und Schwarz, in hellen, dunklen und blanken Farben sowie Stoffe mit Ornamenten, Symbolen, Schriftzeichen bedecken hier →

Es scheint, als webe das Zusammenleben ein *Netz aus winzigen Fäden*, die allmählich alles, mal zart und mal fest, miteinander verbinden

Regale, Wände und sogar den Boden. Bilal Abu Khalaf, freundliches Lächeln, wache Augen, macht eine ausladende Handbewegung: „So nah wie bei mir sind sich die Religionen nirgendwo in Jerusalem.“ Khalaf, selbst Araber, aber nach eigener Aussage kein praktizierender Muslim, hat sich auf sakrale Stoffe spezialisiert, die höchsten Rabbis aus dem Judentum gehören ebenso zu seinen Kunden wie die Priester der Grabeskirche, auch den Kaftan für Muslime bietet er in allen möglichen Varianten an. „Bei mir haben sich schon einige Rabbis und Priester kennengelernt. Die interessieren sich sehr für die Gepflogenheiten der jeweils anderen Religion“, sagt Khalaf. Man ist geneigt hinzuzufügen: Und er interessiert sich sehr fürs Geschäft. Aber warum auch nicht?



Wassim Razzouk, einige Häuser weiter, hat dazu eine klare Meinung: „Andere Leute bieten Nahrung und Getränke an, sie verdienen mit dem Hunger und Durst der Menschen ihr Geld. Ich habe mich eben auf das Bedürfnis nach einem höheren Sinn spezialisiert.“ Sein Tattoo-Studio ist das älteste in der Altstadt von Jerusalem. Neben christlichen bietet er auch jüdische Tattoos an, der Löwe Judas etwa ist ein beliebtes Motiv unter jüdischen Besuchern. Seine nächste Kundin, Kara Warden, die sich vor Razzouk auf den Stuhl setzt und den rechten Oberarm freimacht, möchte es ganz klassisch-christlich haben. Die US-Amerikanerin ist mit ihrer Kirchengruppe aus Ohio neun Tage im Heiligen Land, bei Razzouk lässt sie sich eine Szene von Jesus' Kreuzigung stechen. „Was ich die letzten Tage gesehen habe, die Grabeskirche, den Kreuzgang, alles hat mich tief geprägt. Das will ich mit dem Tattoo noch vervollkommen“, sagt Warden, die bereits drei andere Tattoos hat.

Ob jemand in Jerusalem lebt oder nur zu Besuch ist, die Allgegenwart der Religion wird hier schnell ein Teil der Identität. Ob jemand christlich oder muslimisch ist, das ist hier so bedeutsam wie in Deutschland die Frage, ob man männlich oder weiblich ist. Den Glauben sieht man den meisten der entgegenkommenen Menschen während des kurzen Fußwegs zur Klagemauer, dem zentralen Heiligtum der Juden, schon an der Kopfbedeckung an: Kopftuch, Kippa, Perücke, Hut mit Schläfenlocken,

eine zylinderförmige oder spitze Kopfbedeckung. Jeder trägt seine Religion wie ein Fähnchen mit sich herum. Man grenzt sich so von anderen ab – und vermischt sich gleichzeitig miteinander.

Die Viertel der Altstadt sind nach den religiösen Anhängern benannt. Es gibt das Muslimische, das Jüdische, das Christliche und das Armenische Viertel, sie fließen ineinander, es existiert längst keine scharfe Trennung mehr. In Israel, so schrieb der Dichter Yehuda Amichai, existiere man nebeneinander „wie in einer dichten Wolke nach einer Explosion“. Und weil Jerusalem mit seiner religiösen Strahlkraft alle eng beieinanderhält, bleibt nichts anderes übrig als der tägliche Balanceakt zwischen Abgrenzung und Zusammensein. Während die immer wieder aufflammenden Unruhen und Anschläge die Nachrichten beherrschen, scheint im Alltag längst das Zusammensein dominierend. Es gibt einen Friedenskindergarten und eine Hand-in-Hand-Schule, wo gemischt unterrichtet wird, eine Friedenshotline, Muslime, Juden und Christen kaufen beieinander und kennen einander, in den jüngeren Generationen gibt es immer mehr religiös gemischte Paare. Der Schlüssel der Grabeskirche wird heute von einer muslimischen Familie verwahrt. Es scheint, als webe das Zusammenleben ein Netz aus winzigen Fäden, die allmählich alles, mal zart und mal fest, miteinander verbinden. Eingerissen wird es aber immer wieder durch Fundamentalisten auf beiden Seiten. Ausschreitungen, Anschläge, eine heiß umstrittene Siedlungspolitik.

Endlich angekommen an der Klagemauer. In einer großen Schale findet der Besucher eine Kippa, die muss den Kopf bedecken, wenn er sich der Mauer nähert, um dort in einer Ritze einen selbst beschriebenen Papierschnipsel mit einem Wunsch zu platzieren. Die Mauer wirkt mit solchen Fetzen Papier voller Wünsche und Hoffnungen beladen, aber nicht überladen. Der leuchtend helle Jerusalemer Kalkstein der Mauer, der in der ganzen Stadt weit verbreitet ist, strahlt Freundlichkeit aus. Und Hoffnung: Was immer kommt, die Bewohner dieser Stadt werden damit fertig. Gemeinsam – ob sie wollen oder nicht. —

→ Info Jerusalem ab Seite 86

STICHHALTIG

Wassim Razzouk tätowiert ein uraltes koptisches Motiv auf den Arm eines Pastors aus der US-amerikanischen Hauptstadt Washington. Das Tattoo-Studio im Christlichen Viertel der Jerusalemer Altstadt blickt auf eine 700-jährige Familientradition zurück

